Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1.
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 517. **Dienstag** den 9. October 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. October.

Der größere Theil der unabhängigen Presse hat sich, nachdem von officiöser Seite mitgetheilt worden war, es würden zu Ende dieser Woche im preußischen Staatsministerium die Berathungen über die „vorliegenden Entwürfe“ **zur Bekämpfung der Umsturzbewegung** beginnen, in Geduld gefaßt. Aber diese Geduld wird auf eine harte Probe gestellt durch dieselbe officiöse Feder, die im „Hamb. Corr.“ jene Mittheilung gebracht hatte. Denn heute schreibt diese selbe Feder:

„Angesichts der für die zweite Hälfte dieser Woche in Aussicht stehenden Berathungen des preußischen Staatsministeriums über die von der einen oder anderen Seite verbreiteten (?) Vorschläge gesetzgeberischer Maßnahmen gegen die „Umsturzbestrebungen“, um diesen terminus technicus beizubehalten, haben weitere Erörterungen in der Presse kaum noch einen Zweck. Wie die Dinge stehen, dürften solche einen Einfluß auf die Beschlüsse um so weniger ausüben, als die dem Staatsministerium vorliegenden Entwürfe im Einzelnen oder selbst ihrer Tendenz nach sich der Kenntnißnahme weiterer Kreise entziehen. Wenn einige Blätter, wie die „B. Börs.-Ztg.“ ꝛc. fortfahren, von einer Gesinnungsänderung des Reichskanzlers bezüglich der zu ergreifenden Maßregeln zu sprechen, so verfolgen sie damit lediglich taktische Zwecke, die für die sachliche Entscheidung nicht ins Gewicht fallen. Bemerkenswerth übrigens ist es, daß selbst die „Post“ jetzt eingesteht, auf der Seite der Anhänger der auf die wirksame Bekämpfung der Socialdemokratie gerichteten Bestrebungen seien bedauerlicher Weise Aeußerungen nicht vermieden worden, aus denen sich eine persönliche Spitze herauslesen ließ. Wenn das Blatt aber fortfährt, die provisorische Aufdauschung solle wesentlich derjenigen Presse zur Last, die das Königsberger Programm in der Sache bekämpft, so ist es um so seltsamer, als es doch auch der „Post“ sehr schwer werden würde, den Inhalt dieses „Programms“ zu präcisiren. Die einzelnen Parteien haben darüber bekanntlich sehr verschiedene Ansichten; wer Recht hat, wird sich erst aus den Handlungen der Regierung ergeben lassen (?), und diese wird man, wie die Dinge stehen, abwarten müssen. Nicht darum handelt es sich, ob Ausschreitungen der socialistischen Agitation bekämpft werden sollen, sondern ob man für gesetzgeberische Maßregeln, die immerhin nur eine beschränkte Wirkung haben können, auf die Gefahr hin eintreten soll, einen Conflict zwischen Reichstag und Regierung herbeizuführen. Daß ein solcher Conflict im Sinne des Königsberger Programms liege, halten wir nach wie vor für ausgeschlossen.“

Wenn diese Auffassung überhaupt einen Zweck hat, so kann es doch nur der sein, die Welt darauf vorzubereiten, daß aus den Berathungen des preußischen Staatsministeriums über Anträge beim Bundesrathe entweder gar nichts oder nicht viel herauskommt, weil der Reichskanzler im Reichstage nicht durchdringen zu können fürchtet und deshalb lieber auf reichsgesetzliche Maßregeln zur Bekämpfung des Umsturzes verzichtet. Beruhigung wird durch eine solche Perspective doch wahrlich nicht erzeugt, auch wenn angedeutet wird, Graf Caprivi werde für seine Verzichtleistung auf reichsgesetzliche Maßregeln die Zustimmung des Kaisers erhalten. Gerade durch diese Andeutung wird eingestanden, daß vorläufig Graf Caprivi diese Zustimmung noch nicht erlangt hat. Den „Krisengerüchten“ wird dadurch wieder Thür und Thor geöffnet. Vor Allem wird wieder die Frage angeregt, warum Graf Caprivi, der doch ein sicheres Urtheil über die Aufnahme, welche Vorschläge zur Verschärfung reichsgesetzlicher Bestimmungen im Reichstage finden würden, nicht haben kann, den Weg vermeidet, der ihm Klarheit verschaffen konnte: nämlich den von seinem Vorgänger so oft und so erfolgreich betretenen Weg einer Verständigung mit den Führern der ausschlaggebenden Parteien. Wird dieser Weg hartnäckig vermieden und wegen bloßer Vermuthungen über die Haltung des Reichstags der Versuch eines reichsgesetzlichen Einschreitens gegen die Umsturzbestrebungen unterlassen, so kann man es dem von dieser Bewegung beunruhigten und bedrohten deutschen Bürgerthum wahrlich nicht verübeln, **wenn es nach Barzin und Friedrichsruh pilgert und dort Trost in seinen Sorgen sucht.**

Die Ultramontanen lieben es nicht, wenn man auf die Thatsache hinweist, daß die katholische Kirche in den **europäischen Nationalitätenkämpfen**, bei denen das Deutschthum betheiligt ist, ausnahmslos die Partei der Gegner der Deutschen nimmt. Als das „Leipziger Tageblatt“ vor längerer Zeit im Hinblick auf das Verhalten der Geistlichkeit in Posen und Westpreußen auf jenes System aufmerksam machte, zeigte sich die klerikale Presse sehr ungehalten und machte sogar einen, natürlich gänzlich mißglückten, Versuch der Widerlegung. Während aber der Ultramontanismus das Gelten der Regel: „Unter allen Umständen gegen das Deutschthum“ ableugnet, handelt er ohne alle Scham nach ihr und zwar nicht nur auf den Schauplätzen der nationalen Kämpfe. Kaum war die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Vorgehen des Polenthums gelenkt worden, da waren die Centrumsorgane auch sogleich bei der Hand, um im Verein mit dem „specifischen“ Theil der Berliner Fortschrittspresse die Bestrebungen zur Erhaltung des Deutschthums als „Polenhetze“ zu kennzeichnen und so den Polen Waffen gegen die Deutschen zu liefern. Was die letztgenannte Spielart der Presse angeht, so ist ihre Haltung in der Polenfrage einer besonderen Betrachtung werth. Für heute nur die Bemerkung, daß es gar kein geeigneteres Mittel giebt, dem Antisemitismus in Kreisen, die sich ihm bisher verschlossen hielten, Eingang zu verschaffen, als die Parteinahme Berliner und sonstiger außerhalb der Landestheile mit polnischer Bevölkerung wohnender Juden für ein der deutschen Nationalität und dem preußischen Staate feindselig gesinntes nationales Element. Um auf die ultramontanen Organe zurückzukommen, so nennt die „Germania“ als das jüngste Beispiel von Boycott den in der Begründung begriffenen Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostseeprovinzen, „von dessen positiven Zielen und Bestrebungen“, wie das Blatt sagt, „bisher nur so viel bekannt geworden ist, daß die Deutschen in den polnischen (?) Landestheilen die Geschäfte und Handwerksbetriebe, deren Eigenthümer Polen sind, mit dem Boycott belegen sollen.“ Zunächst ist es unwahr, daß nur von materiellen Bestrebungen des Vereins etwas verlautet habe. Vielmehr ist die ideale Aufgabe desselben stark und vor Allem betont worden. Die Erhaltung der deutschen Sprache, die Sorge, daß der deutsche Schulunterricht aller Orten auch wirklich ein deutscher sei, und ähnliche Vorhaben mögen in den Augen der Ultramontanen, die die Treue zum deutschen Volksthum überall heidnisch und die anderen Nationalitäten überall gottgewollte Besonderheiten nennen, allerdings nicht für ideale gelten. Durch die Kennzeichnung der materiellen Bestrebungen des deutschen Vereins verräth die „Germania“ mit einer für die augenblickliche Lage vielleicht doch allzu großen Deutlichkeit, daß die Sache des Polenthums die ihrige ist. Es ist dem Blatte wohl bekannt — sind doch seine Gesinnungsgenossen am eifrigsten betheiligt —, daß allerdings in Posen längst aus nationalen Beweggründen ein großartiger Boycott verhängt ist, aber von den Polen über die deutschen Geschäftsleute, Handwerker, auch über deutsche Aerzte, Anwälte ꝛc. Der deutsche Handwerker und Kaufmann wird dadurch, daß der Pole, will er sich nicht selbst geschäftlich unmöglich machen, nur bei Polen kauft, auf das Schwerste geschädigt. Der deutsche Verein bezweckt nun, den deutschen Gewerbetreibenden wenigstens die deutsche Kundschaft zu erhalten oder zuzuführen, und das nennt dieselbe „Germania“ Boykott, die fünf Zeilen vorher die Berliner Brauereileiter, die sich gegen den Bierverruf zusammengeschlossen, höchlich belobt und es „tief bedauerlich“ findet, daß sich nicht alle Brauereien an der Abwehr des Boycotts betheiligen! Das ist nicht mehr die vielbeklagte deutsche Gutmüthigkeit in nationaler Beziehung, sondern die bewußte Unterstützung slavischer Nationalität in ihrem Angriffskrieg gegen die deutsche. Es ist unbestritten, daß in Böhmen, Mähren, in der Steiermark und anderen österreichischen Kronländern die Slaven das Deutschthum einengen und vielfach vernichten konnten, weil sie den nationalen Kampf von Anbeginn mit wirthschaftlichen Mitteln geführt und die in der Defensive befindlichen Deutschen zu spät die Furchtbarkeit dieser Methode erkannt hatten. Wenn nun der Ultramontanismus für den deutschen Osten jene Angriffe billigt und deren Abwehr tadelt, so offenbart er eben sein Interesse an der Verdrängung der Deutschen, selbst derjenigen katholischen Bekenntnisses.

Von deutscher officiöser Seite wird heute mitgetheilt, daß die schwebenden **Verhandlungen der europäischen Großmächte** wegen des gemeinsamen Schutzes ihrer in China lebenden Unterthanen insbesondere der Festsetzung der Actionsgebiete für die Geschwader der einzelnen Mächte gelten. Zu gleicher Zeit liegt in der englischen liberalen Wochenschrift „Speaker“ ein Artikel vor, der mit wohlthuender Naivetät eingesteht, welche Wünsche das selbstsüchtige Albion an das gemeinsame Eingreifen der Großmächte knüpft. „Wir müssen“, so schreibt der „Speaker“, „zur Sicherheit unseres asiatischen Reiches gute Beziehungen mit China aufrecht erhalten und verhindern, daß es Rußland in die Hände falle und daß die Mandschu-Dynastie bei dem nördlichen Nachbar Hilfe suche, wie einst die chinesische Ming-Dynastie bei den Mandschu. Der schwer erschütterte Thron würde angesichts großer Verluste an die Japaner indessen unstreitig stürzen, und deshalb kommt es darauf an, Japan eine Warnung zukommen zu lassen und eine gemeinsame Intervention, unterstützt durch die moralische Wirkung, welche die Anwesenheit der europäischen Flotten hervorbrächte, mag die Ansprüche der Japaner herabmindern .... Unsere Hoffnung ist, daß China vor Eintritt des Winters zu einer Verständigung kommt und dann, zum Theil wenigstens, seine Augen öffnet.“ Zu welchem Zwecke? Der Leser errät wohl kaum, welche prächtige Kastanien die europäischen Mächte John Bull aus dem Feuer holen sollen. „England ist“, fährt der „Speaker“ fort, „ganz bereit, China wieder auf feste Füße zu stellen. Wenn China die übrigen Departements seiner Verwaltung zu reformiren wünscht, wie sein Zollwesen, so würden sich leicht genug Engländer — das einzige Volk, das wirklich mit weniger civilisirten Völkern gut fertig wird — bereit finden, diese Aufgabe zu unternehmen.“ Ein Beispiel hierfür fällt Jedem sofort ein. Allein das Blatt — wohlgemerkt ein radicales — läßt keinen etwaigen Zweifel übrig und fügt hinzu: „Die Engländer können in China im großen Maßstabe vollbringen, was sie täglich in Egypten und Indien thun.“ — Der Gedanke, das chinesische Riesenreich mit seinen 400 Millionen auf diese Weise unter seine freundliche Protection — Protectorat würde unangenehm klingen — zu nehmen, ist nicht übel. Diese Idee hat schon lange einen eifrigen Vertreter gefunden in Mr. Curzon, dem tüchtigen Unterstaatssecretair des Aeußern im Cabinet Salisbury. Der Gedanke ist ja auch eigentlich conservativ. Besonders interessant aber ist es jedenfalls, solche Ziele in einem radicalen Blatt befürwortet zu finden, dessen Redacteur erst kürzlich wegen seiner Verdienste um die Partei die Ritterwürde erhalten hat. Dabei zu verlangen, daß die übrigen europäischen Mächte England zu diesem fetten Bissen verhelfen sollen, ist echt englisch.

Die Verwerfung des Gesetzentwurfs über die Reception der Juden (Gestattung des Uebertritts zum Judenthum) durch das **ungarische** Magnatenhaus ist dem Cabinet Weterle wie der liberalen Partei unerwartet gekommen. Noch in der Sonnabendversammlung des liberalen Clubs hatte man darauf gerechnet, die Klerikalen würden dieser Vorlage keine Schwierigkeiten machen. Das negative Ergebniß der Abstimmung ist darauf zurückzuführen, daß mehrere lutherische Geistliche, so die Bischöfe Zelenka und Baltik, ferner der lutherische Ober-Curator Baron Desider Prónay und dessen Bruder Baron Gabriel Prónay, endlich auch mehrere Aristokraten, welche bisher stets mit der Regierung gestimmt hatten, wie Graf Emerich Szechenyi sen., Graf Aladar Andrassy, Graf Nikolaus Zay, von der Abstimmung sich fernhielten. Allerdings fehlten auch mehrere Mitglieder des klerikalen Lagers. Oberstbofmarschall Graf Anton Szecsen stimmte gleichfalls mit Nein. Ebenso Fürst Paul Esterhazy und Graf Elemer Batthyany, welche zum ersten Male bei den kirchenpolitischen Vorlagen von ihrem Stimmrechte Gebrauch machten. — Die weitere Berathung der kirchenpolitischen Vorlagen im Magnatenhause wünscht die Regierung und die liberale Partei so bald als möglich beendigt zu sehen, damit die Angelegenheit im Unterhause erschöpfend behandelt werden kann. Letzteres hat gestern auch schon einen Beschluß in diesem Sinne gefaßt. (S. unter Oesterreich-Ungarn. Red.) Es ist sicher, daß die kirchenpolitischen Vorlagen im Unterhause zum zweiten Male werden angenommen werden, wenn auch vielleicht mit etwas geringerer Mehrheit. Den Widerstand des Magnatenhauses zu brechen, wird das Ministerium aller Wahrscheinlichkeit nach auch jetzt im Stande sein. Man spricht bekanntlich davon, daß durch eine Veränderung im Census siebenbürgischen liberalen Magnaten der Eintritt in das Oberhaus ermöglicht werden soll. Da aber dazu einige Zeit erforderlich ist, so wird vielleicht doch ein Druck der Krone auf die Hofwürdenträger stattfinden, um sie zum Fernbleiben von der Abstimmung zu veranlassen, was bei dem Stärkeverhältniß der Parteien von entscheidendem Einfluß sein kann. Die politische innere Lage ist nicht dazu angethan, dem Kaiser Franz Joseph den Gedanken einzuflößen, ein Ministerium fallen zu lassen, das eine Partei vertritt, die jederzeit für den Ausgleich von 1867 mit Energie eingetreten ist. Nachdem der Civilehe-Entwurf die Genehmigung des Herrschers und seine kräftige Unterstützung gefunden hat, wird Weterle bei den nebensächlichen Streitpuncten gewiß erst recht auf die Hülfe der Krone rechnen können.

Die Hoffnung des **vlämischen** Volkes, daß in der neuen belgischen Kammer seine Muttersprache endlich zu Ehren kommen und die Gleichberechtigung mit der französischen erringen werde, scheint leider nicht in Erfüllung gehen zu sollen. Die vlämischen Führer selbst sind über diese wichtige Frage uneinig, so daß deren Lösung noch in weiter Ferne liegt. Der oberste Führer der Vlamländer, der Antwerpener Deputirte Coremans, dessen große Gefolgschaft dem bedeutendsten Einfluß besitzt, hat sich also ausgesprochen:

„Vergessen wir nicht, daß das Recht der Wallonen, französisch zu sprechen, ebenso geheiligt ist, wie das unsere, vlämisch zu sprechen. Bis zu dem Augenblicke, wo alle Gemüthlichkeit die beiden Sprachen kennen werden, ist es unerläßlich, daß man sich in einer von Allen verstandenen Sprache ausdrückt. Nur um diesen Preis können wir

---

Feuilleton.

Der goldene Mittelweg.

22] Roman von Erich Rolt.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Winkler hatte die eine Hand auf die eine Schulter des Heimgekehrten gelegt. Er hatte ersichtlich mit einem jäh aufsteigenden Unmuth zu kämpfen. „Komm, sei kein Spielverderber, für uns ist die Vergangenheit todt, wir wollen immer einer glücklichen Gegenwart leben“, versetzte er.

Befangen ergriff Erich die ihm entgegengestreckte Rechte des Barons und schüttelte sie leicht. „Auf gute Freundschaft denn, Herr Baron, verzeihen Sie, wenn ich . . . ein wenig . . . überrascht von dieser Verlobung bin, von der ich nichts ahnte, aber nehmen Sie meinen Glückwunsch und lassen Sie uns gute Schwagerschaft halten.“

„Soll durchaus nicht an mir fehlen. Besten Dank für den Glückwunsch“, versetzte Felix in kühlem Tone, indem er sich auf die Lippen biß.

„Nun, ihr sollt schon den richtigen Herzenston finden“, sagte Eva, während sie die Hände der beiden jungen Männer ergriff. „Du, Felix, sollst bald verspüren, was es heißt, unter der Last des Pantoffels zu schmachten, und Du, Erich, wirst Dich alsdann mit Schaudern und Entsetzen vom Ehestand abwenden und zeitlebens Junggeselle zu bleiben gelehrt.“

„So gefährlich wird das wohl nicht sein“, versuchte Felix zu scherzen, um dadurch die immer noch ungemüthlich bleibende Stimmung etwas zu heben; „dieses Pantöffelchen ist ja so klein und zierlich, daß man seine Last nicht sehr spüren kann.“

„Auf der anderen Seite habe ich mich auch schon für den Ehestand entschieden“, sagte der Heimgekehrte, der einen raschen Entschluß gefaßt zu haben schien, „auch ich darf wohl die Kette der Ueberraschungen um ein Glied vermehren. Auch ich habe heute schon den süßesten Augenblick, der ein Mannesherz zu erheben vermag, durchkosten dürfen — auch ich habe mich verlobt!“

Das junge Mädchen schlug die Hände zusammen. — „Nicht möglich“, sagte es, „das klingt ja ganz romantisch.“

Winkler hatte die Stirn gerunzelt, schaute aber fragend den Enkel an, während Baron Thumar und sein Sohn ein conventionelles, zurückhaltendes Schweigen beobachteten.

„Ich traf an meiner Eltern Grab ein wundersam liebliches Mädchen an, das mir vor Jahren eine treue Spielgefährtin gewesen war und dem ich ein unauslöschliches Andenken bewahrt habe“, fuhr Erich fort, während er mit tiefernstem Ausdruck den Blick erhob und die Anwesenden der Reihe nach anschaute, bis derselbe auf den sich verdüsternden Zügen des Großvaters haften blieb. „Die kleine Trudel von damals, des Müllers Forschner Pflegekind, ist zu einer herrlichen Jungfrau gereift, diese ist's, die ich Euch nun zuzuführen gedenke, theure Großeltern und Schwester, und ich darf wohl heute schon bitten, sie freundlich in Eure Mitte als Verwandte aufzunehmen.“

Ein eisiges Schweigen folgte dieser Erklärung.

Betreten schaute die plötzlich ernst gewordene Eva bald auf ihren Bruder, bald auf ihren Großvater. Die Zornesader auf Winkler's Stirn war angeschwollen und man sah es ihm an, daß er nur noch mit Mühe einen Ausbruch des in ihm gährenden Jähzornes zurückhielt.

„Du weißt vermuthlich nicht, lieber Erich, daß Deine Auserkorene, gegen die ich persönlich nichts einzuwenden habe, da sie im ganzen Dorf als ein Muster der Sittsamkeit gilt und auch im übrigen die Adoptivtochter des braven Waldmüllers ist, aus sehr niedriger, verrufener Familie stammt?“ begann Winkler mit tiefgrollender Stimme.

„Es ist ja die Tochter eines bestraften Verbrechers“, schaltete der junge Baron ein, während er sich achselzuckend zu Eva wendete.

„Das kann unmöglich Dein Ernst sein, Erich“, versetzte Eva. „Du scherzest doch nur?“ Sie wollte sich schmeichelnd an ihn schmiegen; wich dann aber vor dem ernsten Blicke des jungen Mannes betreten zurück.

„Ich scherze nicht“, entgegnete der Letztere, während sein Blick selbstbewußt dem strengen des Großvaters standhielt. „Als ich Auge in Auge Gertrud gegenüberstand, da überkam es mich, ich weiß selbst nicht wie, aber ich weiß, daß ich nur an der Seite dieses Mädchens glücklich werden kann. Was kümmert mich das Fehlen ihres Vaters? Gott im Himmel allein weiß, welche Schuld diesen unglücklichen Mann trifft“, fuhr er fort, indem sein Blick die Augen des Barons suchte, „und wenn man der Väter Schuld den Kindern anrechnen wollte, würde manche Hochzeit nicht zu Stande kommen!“

„Du beliebst in Räthseln zu sprechen“, meinte Winkler, während er unmuthig den Kopf schüttelte. „Erlaß es mir heute, Dir eine Antwort zu ertheilen, aber das Eine muß ich Dir heute schon sagen, in der Stunde Deiner Heimkehr, jenes Mädchen kommt niemals als Schwiegertochter unter mein Dach. Damit basta.“

Es schwebte dem jungen Manne eine heftige Entgegnung auf den Lippen und der alte Groll zwischen Großvater und Enkel schien wieder in lichterloher Flamme emporzuzüngeln; aber bittend und beschwörend hängte Evchen sich an seinen Hals.

„Sei still, Erich, sieh, ich bin so glücklich heute, weil Du wieder bei uns weilst“, flüsterte sie leise, „über Deinen Herzenswunsch läßt sich ja noch sprechen. Mache mich nur zu Deiner Verbündeten, dann wirst Du schon den Sieg erringen.“

Aber ihr Lächeln verfing nicht bei dem ernsten Mann.

Des Barons Gesicht war auffallend blaß geworden; er hatte sich auf den Lehnstuhl niedergelassen, ein Glas Wein eingeschenkt und dasselbe hastig hinuntergestürzt.

Die Großmutter rief den Heimgekehrten zu sich. Besorgt hatte sie die Entwicklung des Gespräches verfolgt. Jetzt, als es nicht sofort zum Ausbruch des von ihr befürchteten Streites gekommen war, athmete sie erleichtert auf.

„Ich kenne das Mädchen recht wohl“, versetzte sie, leicht zu Erich gewandt, der sich zu ihr herabbeugte. „Es ist ein liebes, holdes Geschöpf, hab' es oft an Deiner Eltern Grab gesehen, aber schau, mein Junge, da wirst Du schon dem Großvater entgegenkommen müssen. Er hat in seinem Leben immer streng auf Ehre gesehen und man hängt doch nun einmal von seinem Namen ab.“

„Verzeih mir, Großmütterchen, Evchen hat recht. Es war recht ungeschickt von mir, gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens einen Mißton durch solche Erklärung hervorzurufen“, versetzte Erich, der vergeblich versuchte, den auf seinen Zügen lagernden Ernst durch ein Lächeln zu bannen.

Winkler hatte sich zu dem alten Baron an den Tisch gesetzt. „Komm, trinke, Erich“, sagte er und schenkte die Gläser voll, „auf Deine glückliche Heimkehr!“ Er hob das Glas und stieß mit seinem Enkel, der herangetreten war und ein Glas ergriffen hatte, an und sagte dabei mit leiser, nur dem Heimgekehrten verständlicher Stimme: „Hat schon wieder wettergeleuchtet zwischen uns, laß es nicht zum Blitzen kommen. Auf Deine Gesundheit, mein Junge!“ Er führte das Glas an die Lippen und that einen kräftigen Zug daraus.

Eva erwies sich als geschickte Diplomatin; sie drängte den Heimgekehrten sanft in einen Stuhl nieder und verstrickte ihn sofort in ein Gespräch, stellte tausend Fragen an ihn, lachte und scherzte und brachte es richtig dahin, daß die Erinnerung an den erklungenen Mißton allmählich einschlief und man mit Interesse Erich's Mittheilungen entgegennahm. Freilich, der alte Frohsinn wollte nicht wieder zum Durchbruche kommen.

„Nun wird Deine Schwester eine Baronin“, meinte Winkler im Laufe des Gespräches, es geflissentlich vermeidend, dem Heimgekehrten in die Augen zu schauen; „aber Ihr bleibt mir hübsch im Dorfe“, wendete er sich an die Verlobten und hob scherzend den einen Finger wie zur Drohung in die Höhe. „Für Sie, Felix, habe ich Arbeit in Hülle und Fülle. Jetzt, wo Sie meiner Eva bald näher treten werden, will ich nichts dagegen einzuwenden haben, wenn die Sägewerke noch bedeutend erweitert werden. Da läßt sich noch viel Geld gewinnen. Zudem ist jetzt auch mein Enkel da, der ein tüchtiger Kaufmann sein soll . . . da möcht Ihr Euch verständigen und darauf losspeculiren. Wald ist noch genug vorhanden und an Kleingeld fehlt es Gottlob auch nicht!“

Erich gab keine Antwort. Er begnügte sich nur, aufmerksam den Ausführungen des Alten zu folgen. Um die Lippen des jungen Barons aber zuckte ein spöttisches Lächeln; die Aussicht, sein junges Ehegluck als Mitleiter des Sägewerks im stillen, weltfernen Thale verleben zu sollen, schien für ihn nichts sonderlich Verlockendes in sich zu bergen.

„Erst machen wir aber eine Hochzeitsreise, gelt?“ sagte Eva. „Weißt Du, Großpapa, ich bin ohnehin noch nicht weit in der Welt herumgekommen — — und wenn Erich sogar in Amerika gewesen ist, darf ich doch wenigstens nach Italien, wenn es auch viel Geld kostet, gelt?“

„Sei nur erst verheirathet“, schmunzelte Winkler, „an mir soll es nicht fehlen, und etwas Geld kann schon d'rauf gehen, da bin ich nicht so . . .“ er füllte die Gläser und ließ das Brautpaar hochleben.

Nach einer Weile erhob sich das Brautpaar und ging Arm in Arm in den Garten, die Großmutter machte sich in die Küche begeben, um dort nach dem Rechten zu sehen. Der Baron aber, welcher wohl ein wenig zu viel Wein getrunken haben mochte und schließlich schläfrig geworden war, erklärte, nach Hause gehen, aber gegen Abend wieder kommen zu wollen. Winkler bot ihm an, den kleinen Selbstkutschirwagen mit dem flinken Apfelschimmel dazu, Beides Eigenthum Evchens, zu benutzen und ertheilte dann auf Thumar's zustimmende Antwort durchs Fenster einem Knecht den Befehl, anzuspannen.

Der Baron empfahl sich; auch Erich erhob sich, um sich

SLUB
Wir führen Wissen.